

Neue Zürcher Zeitung

NZZ – GEGRÜNDET 1780

Freitag, 8. Dezember 2017 · Nr. 236 · 238 Jg.

AZ 8021 Zürich · Fr. 5.00 · € 5.00

Die SPD ist bereit für Gespräche

Martin Schulz als Parteivorsitzender wiedergewählt

Am einem kontrovers geführten Parteitag ebnet die deutschen Sozialdemokraten den Weg für «ergebnisoffene» Gespräche mit den Unionsparteien. Bis zu einer Neuaufgabe der grossen Koalition ist es jedoch noch weit.

MARKUS ACKERET, BERLIN

Bewegt sich die deutsche Sozialdemokratie auf eine neuerliche grosse Koalition zu? An ihrem Parteitag in Berlin hat die SPD am Donnerstag bis in den Abend hinein überaus strittig darüber debattiert, welche Schlüsse sie aus dem desaströsen Ergebnis bei der Bundestagswahl ziehen will und was das für die Frage einer möglichen Regierungsbeteiligung bedeutet.

Misstrauen in der Partei

Die Jungsozialisten (Juso) hatten gefordert, bei Gesprächen mit CDU/CSU eine grosse Koalition von vornherein auszuschliessen. Sie tun sich schwer mit der unter dem Druck des Bundespräsidenten vollzogenen Abkehr von der Oppositionsrolle, die noch am Wahlabend angekündigt worden war. In der Debatte fand diese Kritik viel Zustimmung. Die Delegierten folgten jedoch dem Parteivorstand, der sich in seinem Antrag eindringlich für «ergebnisoffene» Gespräche ausgesprochen hatte. Er kam den skeptischen Geistern entgegen und will nach Sondierungsgesprächen deren Ergebnisse einem Parteitag vorlegen. Das ist für die Parteiführung ein Risiko, dürfte aber vor allem zu sehr weit gehenden Forderungen an die Union führen.

In der ausführlichen Debatte kam der Parteichef Martin Schulz glimpflich davon. Zu spüren war aber ein Misstrauen der Parteiführung gegenüber, das der Juso-Vorsitzende Kevin Kühnert als das eigentliche Problem der Partei diagnostizierte. Mit knapp 82 Prozent der Stimmen wurde Schulz am Abend schliesslich erneut zum SPD-Vorsitzenden gewählt – das ist deutlich weniger als die 100 Prozent im März. Für einen eindeutigen Wahlerfolg ist das Resultat gleichwohl ein Vertrauensbeweis. Schulz hatte noch vor neun Monaten als der Heilsbringer der SPD gegolten. Trotzdem hat er eines der schwächsten Wahlergebnisse in der Parteigeschichte zu verantworten.

Für die nicht erfüllten Erwartungen an die SPD bat er gleich zu Beginn seiner Rede um Entschuldigung. Anschliessend versuchte er sich in einer Analyse des Scheiterns und Niedergangs der Sozialdemokratie. Daraus formulierte er ein Programm für einen neuen, nachhaltigeren Aufbruch. Viel Neues kam darin nicht vor. Das grösste Problem seien ein Profilverlust und ein Mangel an Glaubwürdigkeit. Schulz beklagte, dass auch die SPD, die doch aus ihrer historischen Mission heraus gerade die Verbündete der Arbeiterschaft und der «Menschen» sein müsste, als Teil des politischen Establishments wahrgenommen werde. Die SPD sei aber die Partei, die sich um die Leute kümmere und, so das Selbstbild, nicht zur Elite gehöre.

Diesem Aufruf zu Erneuerung fügte er eine geradezu romantische, fast rührende Vorstellung von Politik hinzu. Politik dürfe kein reiner Machtkampf sein, nicht Intrige und Kampagne. Ihr Zweck sei es, gutes und friedliches Zusammenleben zu organisieren. Dafür will Schulz in der Partei sachlich streiten, aber nach aussen geschlossener auftreten. Für den Zustand der SPD seien nicht Angela Merkel, nicht die grosse Koalition, nicht die Medien oder der Neoliberalismus verantwortlich, sondern die SPD selbst. Die Partei müsse wieder mehr Mut zeigen, sich weniger von Zeitgeist und Umfragen als von eigenen Stärken leiten lassen und gestalten wollen.

«Vereinigte Staaten von Europa»

Dass die SPD mit mehr Selbstbewusstsein ihre politischen Anliegen vertreten solle, für die sie von rund 10 Millionen Deutschen gewählt worden sei, betonten auch andere Redner. Die Sozialdemokratie will der Parteichef offenbar wirtschaftspolitisch stärker nach links rücken. Deutlicher positionierte sich Schulz zu Europa. Fast schien es, als wolle er alles, was er europapolitisch im Wahlkampf verpasst hatte, umso fulminanter nachholen – auch als Antwort auf den französischen Präsidenten Macron. Statt eines «Europas der Konzerne und des Lohn Dumpings» wolle er ein Europa der Bürger – ein sozialdemokratisches Europa. Schulz ging so weit, als Ziel die «Vereinigten Staaten von Europa» mit einem Verfassungsvertrag bis 2025 zu formulieren. Wer dann nicht mitmachen wolle, müsse die EU verlassen – eine erstaunlich gewagte, wenig versöhnliche Botschaft.



Im Wald hinter dem Dorf Méliandou dürfte sich das Virus auf den Menschen übertragen haben.

FABIAN URECH

EBOLA UND DIE FOLGEN IN GUINEA

Das Epizentrum der Epidemie

WOCHENENDE SEITE 49–52

Wie die UBS die Schweiz bewegte

Einer spektakulären Bankfusion folgen zwei turbulente Jahrzehnte – ein Blick zurück

imr. · Am 8. Dezember 1997, also vor 20 Jahren, wurde in der Schweiz ein Unternehmen geschaffen, das die Öffentlichkeit wiederholt in den Bann ziehen sollte: Der Schweizerische Bankverein (SBV) und die Schweizerische Bankgesellschaft (SBG) schlossen sich zur UBS zusammen. Es war bis dahin die bedeutendste Transaktion im Finanzsektor, und es entstand, gemessen an der Bilanzsumme, die zweitgrösste Bank der Welt. Überfüllt wurde das neue Finanzhaus nur vom japanischen Institut Tokyo Mitsubishi.

Verantwortliche von Fusionen zeichnen die Aussichten ihres Projekts üblicherweise in den hellsten Farben.

Das war auch am 8. Dezember 1997 so, Marcel Ospel vom SBV und Mathis Caballavetta von der SBG wollten eine Bank schaffen, die es mit den grossen amerikanischen Instituten aufnehmen und in kurzer Zeit einen Gewinn von 10 Milliarden Franken erzielen sollte. Unter Ospels Leitung verfolgte die UBS darauf einen aus heutiger Sicht aberwitzigen Wachstumskurs. So verdreifachte sich ihre Bilanzsumme bis 2006. Doch die Expansion endete mit einem Fiasko. In den USA musste die UBS 2007 und 2008 Abschreibungen von 50 Milliarden Franken vornehmen. Die Bank geriet derart in Schieflage, dass der Bund und die

Schweizerische Nationalbank sie im Oktober 2008 retten mussten.

Seither hat sich die UBS zunehmend auf die Vermögensverwaltung konzentriert. Ihre Bilanzsumme ist heute ähnlich gross wie nach der Fusion, und von einem Reingewinn von 10 Milliarden Franken ist sie weit entfernt. Aber auch der Banksektor hat sich in eine Richtung verändert, wie das 1997 niemand voraussah. Nicht mehr japanische Banken zählen mehrheitlich zu den grössten Finanzinstituten der Welt, sondern Häuser aus China und den USA.

Meinung & Debatte, Seite 10
Wirtschaft, Seite 29

HAPPY DIAMONDS
Chopard

TÜRKISCH-GRIECHISCHE ANNÄHERUNG

Die einstigen Erzfeinde haben einen Modus Vivendi gefunden SEITE 7, 11

PARLAMENTARIER-RATING

Ständeräte politisieren weniger auf Linie als Nationalräte SEITE 15

STANDPLÄTZE FÜR FAHRENDE IN ZÜRICH

Kanton und Gemeinden sollten – eigentlich – kooperieren SEITE 19

STELLENABBAU BEI GENERAL ELECTRIC

Den Standort Baden trifft es besonders hart SEITE 11, 25

AMEL GRAMI ÜBER JIHADISTINNEN

Die Philosophin zur Psyche von Gotteskriegerinnen SEITE 41

LARA GUT

Die Skifahrerin ist zurück – und sucht die Balance SEITE 48

WETTER
Am Morgen verbreitet Niederschläge bei teilweiser kräftigem Wind. Im Lauf des Nachmittags auch einige sonnige Abschnitte. SEITE 23

5°/4°

TV/Radio 45, Traueranzeigen 16, Kino 42, Sportresultate 46, 47.

NZZ www.nzz.ch

Redaktion und Verlag: Neue Zürcher Zeitung, Falkenstrasse 11, Postfach, 8021 Zürich, Telefon: +41 44 258 11 11, Leserservice/Abonnements: +41 44 258 1030. Weitere Angaben im Impressum Seite 9

ISSN 17286
9 771420 531061

DIE AUSWANDERER

Die Schweizer Familie
Didone findet auf Kreta
ein neues Leben SEITE 54, 55

DER SUIZID

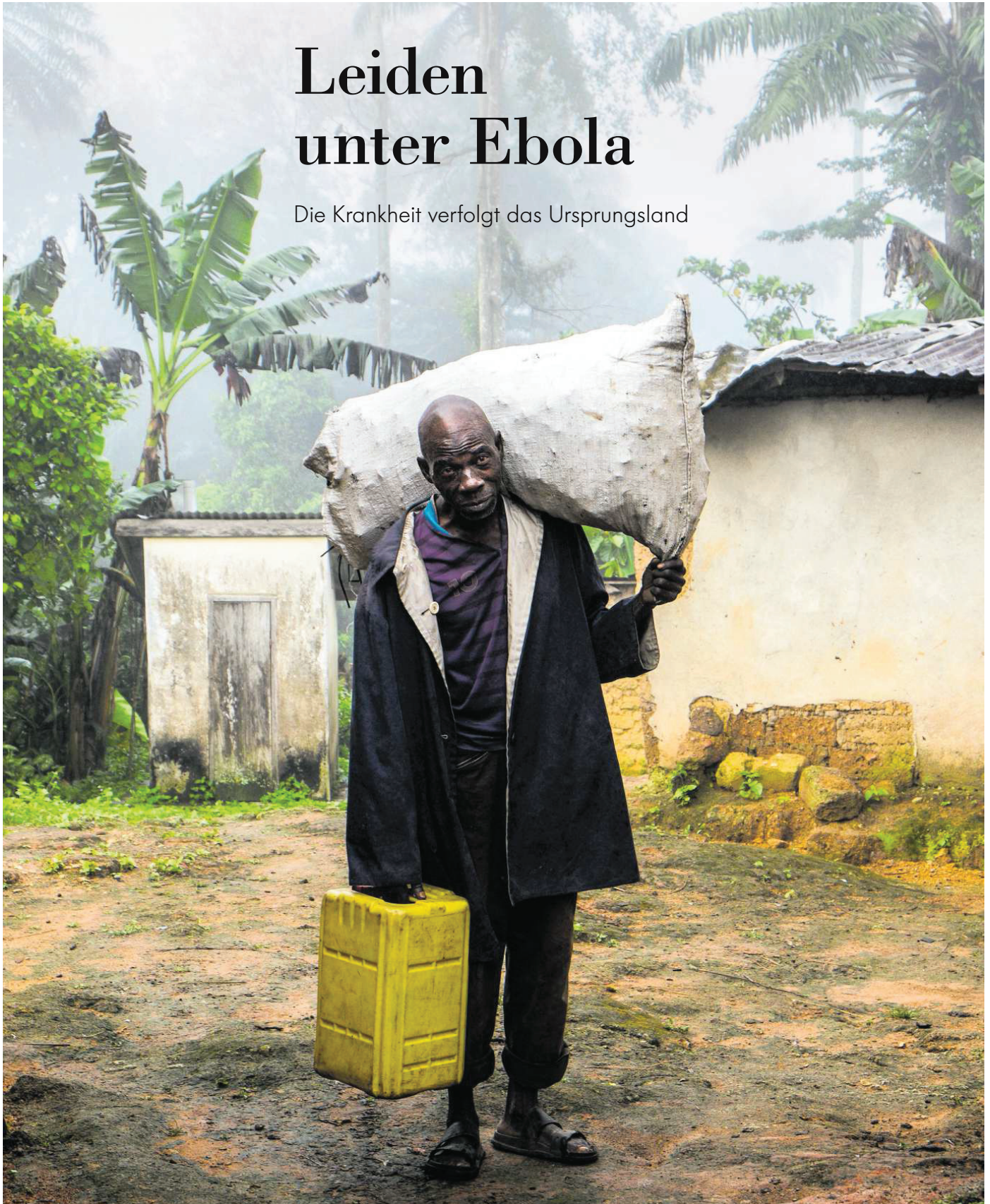
Warum ist der Wunsch,
dem Leben ein Ende zu
setzen, ein Tabu? SEITE 56

DER SONNENSTURM

Im Extremfall steht
das Leben auf der Welt
plötzlich still SEITE 57

Leiden unter Ebola

Die Krankheit verfolgt das Ursprungsland



Die Bewohner des guineischen Dorfs Méliandou, in dem 2013 die Ebola-Epidemie ausbrach, sind traumatisiert.



Einfache Lehmhäuser und viel Leben in den Gassen: Äusserlich unterscheidet sich Méliandou kaum von anderen afrikanischen Dörfern.



Die Gegend im Landesinnern Guineas ist äusserst fruchtbar. Dennoch reich.

Das Virus lebt in den Köpfen weiter

Vier Jahre nach der Ebola-Epidemie tragen die Menschen in Guinea, am Ursprungsort der Katastrophe, noch immer an den Folgen. Wäre das Land für eine Rückkehr des Virus gewappnet? VON FABIAN URECH (TEXT UND BILDER)

Auf dem Platz vor dem kleinen Lehmhaus deutet nichts darauf hin, dass die Katastrophe hier ihren Anfang nahm. Rote, festgestampfte Erde, in der Ecke eine Kochstelle, an der Hauswand eine Wascheleine: Hier, in der Dorfmitte von Méliandou, liegt Emile begraben.

Vor vier Jahren, kurz vor Weihnachten, wurde der Zweijährige plötzlich krank. Er bekam Fieber, hatte Blut im Stuhl, musste sich übergeben. Am 28. Dezember 2013 starb er. Als man ihn in diesem kleinen guineischen Dorf beerdigte, ahnte niemand, dass er das erste Opfer einer Krankheit war, die sich wie ein Flächenbrand ausbreiten und über 11 000 Menschen das Leben kosten würde. Wie das Ebola-Virus in Emiles Körper gelangte, ist bis heute umstritten. Vielleicht hat ein Flughund das Virus übertragen, vielleicht ein anderes Wildtier. Klar ist: Die Epidemie hatte in Méliandou ihren Ursprung, und sie versetzte zuerst das kleine Dorf, danach die umliegenden Provinzen, schliesslich das ganze Land, die Nachbarstaaten und am Ende die halbe Welt in Angst und Schrecken.

Vier Jahre später gibt es auf den ersten Blick nichts, was Méliandou von un-

zähligen anderen Dörfern in Westafrika, fernab der Hauptverkehrsachsen und der Weltöffentlichkeit, unterscheidet. Rund vierzig einfache Lehmhäuser, eine Kirche, eine Schule, materisch umrahmt von sanften, sattgrünen Hügelzügen. Kinder spielen in den kleinen Gassen, da und dort sortieren Dorfbewohner die Reisernte aus, kochen oder waschen.

Hunger und Frust

Doch der Eindruck täuscht. Méliandou hat schwer gelitten. 24 Einwohner sind dem Virus zum Opfer gefallen, zwei Jahre gab es keine Landwirtschaft, keine Ernte, nur hungrige Mäuler und die stetige Angst, als Nächster zu sterben. Das hat Spuren hinterlassen. Obwohl das Virus nach langem Kampf im Frühjahr 2016 medizinisch besiegt wurde, lebt es in den Köpfen der Menschen fort.

«Nichts ist wie vorher», sagt Amadou Kamano. Der junge Mann mit Poloshirt und Schiebermütze, der sich als Dorfverwalter vorstellt, kommt gerade von seinem kleinen Feld zurück. Er ist Bauer, wie alle hier. Eigentlich sind die Bedingungen für die Landwirtschaft in dieser

Niemand ahnte, dass der Kleine das erste Opfer einer Krankheit war, die sich wie ein Flächenbrand ausbreiten und mehr als 11 000 Menschen das Leben kosten würde.

Region ausgezeichnet. Die Böden sind fruchtbar, die Regenzeit dauert fast acht Monate, es wachsen Reis, Kaffee, Kakao, Bananen. Dennoch reicht die Ernte nicht mehr aus, wie Kamano erklärt. Das Saatgut sei teuer, viele hätten nach der Epidemie nicht genug Geld gehabt, die nötige Menge zu kaufen.

Auf den Feldern fehlten zudem Arbeitskräfte. «Viele sind gestorben, noch mehr sind weggezogen, gerade die Jungen.» Einige gingen wegen der ständigen Angst, sich anzustecken. Andere, weil sich das Leben im Dorf während der Epidemie laut Kamano «wie in einem Gefängnis anfühlte». Das Dorf sei komplett isoliert worden, und wer es doch zum Markt in die nächste Stadt schaffe, habe sich Vorwürfe anhören müssen: Ihr in Méliandou seid schuld an unserem Leiden. Von den einst 600 Einwohnern sind noch 400 übrig. Méliandou ist zu einem Dorf geworden mit einigen Alten und vielen Kindern, aber fast ohne Arbeitskräfte.

Wie ernst die Lage ist, zeigt sich daran, dass die Bewohner wieder begonnen haben, wilde Tiere zu essen, auch Flughunde. Die grossen Brüder der Fledermäuse sind nahrhaft, einfach zu fangen und kommen im nahen Wald in grosser Zahl vor. Sollte das Virus tatsächlich durch sie auf den Menschen übertragen worden sein, wäre eine neuerliche Infektion jederzeit möglich. «Das wissen wir», sagt Kamano, «doch wenn du Hunger hast, tust du fast alles, um ihn zu besiegen.»

«Sie haben uns vergessen»

Auswirkungen hatte das hochansteckende Virus auch auf den Zusammenhalt der Dorfgemeinschaft. Das Misstrauen sei viel grösser als früher, bis heute Sorge die Epidemie für regelmäßige Konflikte und Streitigkeiten, sagt Kamano.

Etienne Ouamouno ist ein trauriges Beispiel für die Zwiétracht, die das Virus im Dorf gesät hat. Er ist der Vater von Emile, dem ersten Opfer. Nach seinem Sohn verlor er auch eine Tochter, seine Grossmutter, seine Tante und seine schwangere Frau. Der grosse, kräftige Mann spricht langsam und leise. «Bis heute frage ich mich jeden Tag, wieso es ausgerechnet mich, ausgerechnet meine Familie getroffen hat.» Anfangs habe er seine Trauer zu lindern versucht, indem er die Ebola-Waisenkinder im Dorf betreut und sich als Vorsteher der Jugendgruppe betätigt habe. Vor kurzem aber hat er diese

Ämter niedergelegt. «Meine Arbeit wurde nicht wertgeschätzt», sagt der 33-Jährige. Bis heute werde er mit Vorwürfen überhäuft. Ouamouno konzentriert sich nun auf die Arbeit auf dem Feld und kümmert sich um die vier Töchter, die ihm geblieben sind. «Mir ist wichtig, dass sie gesund bleiben. Noch jemanden zu verlieren, würde ich nicht verkraften.»

Trauer und Frustration: Sie hängen nicht nur über Ouamounos Haus, sondern liegen wie ein nachhallendes Moll über dem gesamten Dorf. Das habe nicht nur mit den persönlichen Schicksalsschlägen zu tun, erklärt der Dorfchef Amadou Kamano. Wütend mache die Leute auch das Gefühl, dass sie nun, wo das Virus weg sei, sich selbst überlassen würden. «Während der Epidemie kamen viele Hilfsorganisationen, verteilten Lebensmittel und Moskitonetze. Als die Krankheit vorbei war, haben sie uns alle vergessen.»

Diese Frustration ist bei humanitären Hilfseinsätzen oft zu beobachten: Die Hilfe von aussen fliesst, solange ein Problem akut ist, sie wird aber drastisch reduziert oder versiegt, sobald die grösste Gefahr behoben scheint. Ganz vergessen wurde Méliandou aber nicht. Vor der Schule wird mit deutschen Entwicklungsgeldern gerade die kleine Gesundheitsstation saniert, eine NGO hat eine Schulkantine gebaut und zahlt jenen, die sich um die Ebola-Waisen kümmern, monatlich einen Zustupf.

Was man in Méliandou indes vergebens sucht, sind Spuren eines Staats. Zwar gibt es im Dorf eine Primarschule, doch auch sie wurde mit ausländischen Hilfsgeldern gebaut und ausgestattet. Alle öffentlichen Aufgaben scheinen in den Händen privater Hilfsorganisationen zu liegen. Nur die guineische Fahne auf dem Dorfplatz erinnert daran, dass diese abgelegene Gemeinschaft zu einer grösseren politischen Einheit gehört. «Die Regierung hat für uns noch nie etwas gemacht», sagt eine ältere Frau, die neben dem Schulgebäude das Mittagessen für die Kinder zubereitet. «Es ist, als existierten wir gar nicht.»

Schwache oder fehlende staatliche Strukturen waren vor vier Jahren wohl der Hauptgrund dafür, dass das Virus nicht früher eingedämmt wurde. Über drei Monate dauerte es nach dem Ausbruch, bis die Behörden der Präfektur wussten, dass es sich bei dem Erreger um Ebola handelte. Dutzende von Toten waren dem Virus bis zu diesem Zeitpunkt bereits zum Opfer gefallen, viele



Im dichten Wald am Dorfrand hat 2013 wohl die Übertragung des Virus von einem Tier auf den Mensch stattgefunden.



ht die Ernte nicht, um alle satt zu machen.



Der Anschein von Alltag täuscht: Das Dorf hat während der Epidemie schwer gelitten. Bis heute sind deren Folgen deutlich spürbar.

mehr hatten sich angesteckt. «Ebola hat unsere Schwächen offenbart», gab der damalige guineische Gesundheitsminister Remy Lamah nach dem Ausbruch zu – und versprach Besserung.

In Méliandou ist davon vier Jahre später kaum etwas zu sehen. Waren die Beteuerungen nichts als leere Worte?

Der schwache Staat

Von Méliandou führt eine rund 20 Kilometer lange, ausgewaschene Piste in die Provinzhauptstadt Guéckédou. Diesen Weg legte im Januar 2014 auch das Ebola-Virus zurück. Im Körper einer infizierten Frau gelangte es in die Kleinstadt mit dem grossen Markt, wo es sich rasch verbreitete. Zuerst in den Quartieren und den umliegenden Dörfern, bald auch in Liberia und Sierra Leone, deren Grenzen nur wenige Kilometer entfernt liegen.

Zumindest äusserlich markiert der Staat in Guéckédou Präsenz: Das Büro des Préfet thront, von weit her sichtbar, auf einem Hügel im Zentrum. Unweit davon die Mairie, eine Polizeikaserne und das lokale Spital, in das vor vier Jahren die erste Ebola-Patientin aus Méliandou eingeliefert wurde. Auf dem Spitalgelände herrscht geschäftiges Treiben, überall stehen Baumaschinen. Der Direktor, Hawa Camara, sitzt in einem kleinen, dunklen Büro. Hinter ihm stapeln sich alte Akten, es ist heiss, der kleine Ventilator an der Decke wirbelt Staub durch die Luft. «Wir sind froh um die Investitionen der Regierung», sagt der Mann, «sie waren bitter nötig.» Bald soll ein neuer Verwaltungstrakt eröffnet werden, wenig später eine neue Chirurgie, vor der Notfallabteilung stehen zwei neue Ambulanzfahrzeuge.

Glücklich aber wirkt Camara nicht. Er spricht lange, wägt seine Worte vorsichtig ab, vermeidet Kritik. Dennoch wird bald klar: Dem Direktor werden künftig nicht mehr, sondern weniger Mittel zur Verfügung stehen. Weil ein Teil der ausländischen Hilfszahlungen versiegt ist, muss das Budget gekürzt werden. Bereits jetzt laufen die mit teurem Diesel betriebenen Generatoren nur

noch fünf Stunden pro Tag, nachts ist es dunkel, tagsüber drückend heiss in dem Spital. Und das Lager, das während der Epidemie von Hilfsorganisationen gefüllt wurde, ist bald leer. «Um neue Handschuhe oder Schutzmasken zu kaufen, fehlen mir momentan die Mittel», sagt Camara.

Brüchige Institutionen, hinter deren Fassade wenig Substanz steckt: Das trifft in Guéckédou nicht nur auf das Spital zu. Die Infrastruktur der Stadt ist katastrophal. Ein Stromnetz fehlt genauso wie fliessendes Wasser oder eine Kanalisation, die meisten Strassen sind durchsetzt von knietiefen Schlaglöchern, viele Häuser an den Rändern der Stadt sind nur über Trampelpfade zu erreichen. Selbst Guéckédous Bürgermeister macht kein Hehl daraus, dass der Staat seine Aufgabe nur unvollständig erfüllt. «Die Situation ist schwierig», sagt Jacques Leno, ein älterer Mann in grauem Anzug. Er spricht von einer traumatisierten Stadt, die noch nicht wieder auf die Beine gefunden habe. Und von dem Graben zwischen dem, was gemacht werden müsste, und den beschränkten Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen. «Sehen Sie sich um: Hier fehlt es an fast allem.»

Die Gründe dafür sind auch in Guineas Geschichte zu finden. «Ich habe ein Land, aber keinen Staat geerbt», sagte der guineische Präsident Alpha Condé, als er 2010 an die Macht gelangte. Er hatte recht: Schon wenige Jahre nach der Unabhängigkeit von Frankreich im Jahr 1958 war Guinea zu einer Militärdiktatur geworden und es faktisch bis zur Wahl von Condé, einem ehemaligen Rechtsprofessor, geblieben. Staatliche Strukturen waren über Jahrzehnte nur Blendwerk; ihre Hauptaufgabe war, Aufständische zu unterdrücken, die korrupte Elite an der Macht zu halten und deren Selbstbereicherung zu ermöglichen. In den letzten Jahren hat Guinea zwar bei der politischen Teilhabe und Stabilität gewisse Fortschritte erzielt. Der Staat und seine Institutionen bleiben aber schwach, gerade ausserhalb der Hauptstadt.

Da erstaunt es nicht, dass in der Bevölkerung das Misstrauen gegenüber Politik und Staat tief verankert ist. Zwar hat die Tatsache, dass während der Epidemie viele Verdachtsfälle vor den Gesundheitsbehörden verheimlicht wurden, auch mit dem verbreiteten Glauben an Naturheiler und Geisterbeschwörer zu tun. Im Kern entspringt die Skepsis gegenüber staatlichen Institutionen aber nicht einer hinterwäldlerischen Ignoranz, sondern ist Resultat der leidvollen Geschichte des Landes.

Ebola hat dieses Misstrauen gegen den Staat und seine Repräsentanten noch verstärkt. Das Spital in Guéckédou verlegte die Ebola-Verdachtsfälle im Frühjahr 2014, als das Virus endlich identifiziert war, zwar in ein eilends errichtetes Behandlungszentrum am anderen Ende der Stadt. Doch da hatte sich bereits herumgesprochen, dass die meisten,

die zuvor ins Spital gegangen waren, nie mehr zurückkamen. «Das Vertrauen war weg. Während zweier Jahre war das Spital praktisch leer», erzählt Spitaldirektor Camara. Das hatte drastische Konsequenzen: Impfungen bei Kleinkindern blieben aus, die Zahl der Malariaopfer stieg, viele starben an einfach zu kurierenden Krankheiten. Noch heute zählt das Spital weniger Patienten als vor der Epidemie. Der Direktor hat deshalb eine Sensibilisierungskampagne gestartet. Ärzte und Pfleger besuchen die Dörfer in der Umgebung und erzählen von ihrer Arbeit. Aber Vertrauen, sagt Camara, sei eben etwas, das viel schneller zerstört als aufgebaut werden könne.

Was wäre, wenn?

Eine traumatisierte Bevölkerung, schwache staatliche Strukturen, tiefes Misstrauen: Das alles führt fast unweigerlich zu der Frage, was geschähe, falls das Virus zurückkehrte. Man stellt sich die Frage in Méliandou, wo sich an den Umständen, die die Katastrophe begünstigten, wenig geändert hat. Man stellt sich die Frage in Guéckédou, dem Epizentrum der Epidemie, wo die Fortschritte oberflächlich, lückenhaft und brüchig scheinen. Und man stellt sie sich, wenn man in Fachzeitschriften liest, dass eine Rückkehr des Virus in dieser Region nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich ist.

In Guinea ist man sich dieser Gefahr heute bewusst – in der Provinz genauso wie in der Hauptstadt Conakry, die von Guéckédou aus über 650 holprige Strassenkilometer zu erreichen ist. Man habe aus der Katastrophe gelernt, heisst es im

Die Ebola-Epidemie hat gezeigt, dass es alle etwas angeht, wie es den Menschen in diesen Dörfern fernab der Weltöffentlichkeit geht.

Gesundheitsministerium. Sollte es eine Neufunktion geben, würde ein Notfalldispositiv eingesetzt. Auch werde die Verbreitung verschiedener Infektionskrankheiten nun in allen Landesteilen zentral überwacht, und die neu gegründete Agence de sécurité sanitaire stünde bereit, rasch einzugreifen. Diese Fortschritte werden auch von unabhängigen Gesundheitsexperten in Conakry nicht angezweifelt. Eine Wiederholung der Katastrophe von 2014 sei unwahrscheinlich, heisst es. Nicht zuletzt hätten internationale Akteure wie die Weltgesundheitsorganisation dazugelernt, zudem stünden heute zur Eindämmung Impfungen zur Verfügung.

Gleichwohl wird der Kampf gegen Ebola und andere hochansteckende Viruserkrankungen letztlich nicht in den klimatisierten Sitzungszimmern der Hauptstadt gewonnen, sondern dort, wo sie am wahrscheinlichsten auftreten: in Orten wie Méliandou oder Guéckédou, auf der Landkarte kleine Punkte im Nirgendwo. Ebola sei schliesslich auch ein Symptom, sagt ein NGO-Mitarbeiter in Conakry: ein Symptom der schwachen Gesundheitssysteme, des dysfunktionalen Staats, der Armut. «Langfristig liegt das einzig effektive Gegenmittel darin, diese Missstände zu beseitigen.» Diese Einsicht sei vielleicht das einzig Gute an der Epidemie, sagt der Mann. «Plötzlich war Méliandou kein blinder Fleck mehr, auf einmal interessierte man sich selbst in Europa für Guinea.» Ebola habe gezeigt, dass es alle etwas angehe, wie es den Menschen in diesen Dörfern fernab der Weltöffentlichkeit gehe. «Das ist immerhin ein Anfang.»

Brüchige Institutionen, hinter deren Fassade wenig Substanz steckt: Das trifft in Guéckédou nicht nur aufs Spital zu.



«Ich bin nicht alleine, Jesus ist bei mir»: In Méliandou vermischt sich der christliche Glaube mit animistischen Strömungen.



Rose Kondiano blickt nach überstandener Krankheit optimistisch in die Zukunft.



Saaba Temessadoun hat Ebola überlebt, seine Leidenszeit aber dauert an.



Verlassenes Ebola-Behandlungszentrum in Guékédou. Hunderte sind hier gestorben.

Fürs Leben gezeichnet

Über die Hälfte der Ebola-Erkrankten haben überlebt. Oft währte die Freude aber nur kurz: Viele werden von der Gesellschaft stigmatisiert, manche von der eigenen Familie verstossen.

FABIAN URECH (TEXT UND BILDER)

Saaba Temessadouns Blick geht in die Ferne, wenn er von jenen Wochen erzählt, die sein Leben auf den Kopf gestellt haben. Es ist August 2014, einige Monate nach Beginn der Epidemie: In Guékédou und anderen Provinzen Guineas laufen nach anfänglichem Zögern die ersten grossflächigen Hilfsoperationen an. Experten der Weltgesundheitsorganisation mahnen bereits, die Lage sei «ausser Kontrolle» geraten.

Temessadoun arbeitet für eine der vielen internationalen Hilfsorganisationen, die jetzt in das Land strömen. Der 35-Jährige eignet sich dank seinem Universitätsabschluss in englischer Literatur als Übersetzer und kultureller Brückenbauer zwischen der Lokalbevölkerung und den Gesundheitsexperten aus dem Ausland. Bei Ebola-Verdachtsfällen reist er mit den Ärzten und Pflegern in die umliegenden Dörfer, übersetzt, erklärt das Vorgehen und versucht, das verbreitete Misstrauen gegenüber den Helfern

in den fremd anmutenden Schutzanzügen zu beschwichtigen.

Eines Abends erhält er den Anruf eines befreundeten Arbeitskollegen, der in den letzten Wochen oft zusammen mit ihm im Einsatz war. Er hat Fieber. Temessadoun beschliesst, ihn ins örtliche Ebola-Behandlungszentrum zu bringen. Noch auf dem Weg dorthin zeigt auch er selbst erste Krankheitssymptome. Die Männer lassen sich untersuchen, nach den Tests im mobilen Labor bestätigt sich der böse Verdacht: Beide tragen das Virus in sich; sie haben sich bei einem ihrer Einsätze angesteckt.

«Ich war bereit zu sterben»

«Die Zeit im Behandlungszentrum war die schwerste meines Lebens», sagt der kahlgeschorene junge Mann. Sein Freund, der direkt neben ihm lag, sei immer schwächer geworden. «Am dritten oder vierten Tag wachte ich morgens auf, blickte hinüber und sah, wie Fliegen aus seinem offenen Mund krochen.» Mit

dem Tod seines Freundes verliess auch Temessadoun die Hoffnung, die Krankheit zu überleben. «Ich war bereit zu sterben und wartete auf den Tod.»

Doch sein Körper war stärker als das Virus. Langsam erholte er sich, durch die psychologische Unterstützung der Krankenpfleger fasste er wieder Mut. Knapp drei Wochen nach seiner Einweisung wurde er aus dem Behandlungszentrum entlassen, die Pfleger und Ärzte standen Spalier und applaudierten. «Ich war erschöpft, aber glücklich. Und ich wollte so schnell wie möglich nach Hause.»

Doch schon beim Verlassen des abgeschirmten Geländes merkte Temessadoun, dass sein neu gewonnenes Leben nicht nahtlos an das alte anschliessen würde. Kein einziger Taxifahrer war bereit, ihn nach Hause zu fahren. «Sie hatten Angst vor mir», sagt er. Also ging er zu Fuss. Zu Hause angekommen, fand er ein leeres Haus vor. Die Nachbarn erzählten, seine Frau sei abgereist, wahrscheinlich zu Verwandten in der Hauptstadt Conakry. Die kleine Tochter hatte sie mitgenommen. «Offenbar wollte sie nicht mit jemandem zusammen sein, der an Ebola erkrankt war.» Temessadoun hat nie mehr von ihr gehört.

Heute lebt er in einem kleinen Haus am Stadtrand von Guékédou, das ihm sein Onkel vermacht hat. Einen Job hat er nicht mehr gefunden, und auch körperlich hat die Erkrankung Spuren hinterlassen: Er fühlt sich oft müde, seit der Erkrankung hört er auf einem Ohr nichts mehr. «Eigentlich möchte ich weg von hier, das alles hinter mir lassen. Aber dafür fehlt mir das Geld», sagt er.

1300 Überlebende

Temessadoun ist kein Einzelfall. Über die Hälfte aller Ebola-Kranken in Westafrika hat überlebt. In Guinea, wo die Todesrate am höchsten war, überstanden knapp 1300 der 3800 Infizierten die Krankheit. Für viele bedeutete die körperliche Ge-

Als er aus dem Behandlungszentrum zurückkehrte, stand sein Haus leer. Von seiner Frau und seiner kleinen Tochter hat er nie mehr gehört.

nesung jedoch nicht das Ende der Leidenszeit. «Viele wurden verstossen, nicht selten von ihrer eigenen Familie», sagt Mamadou Kaba Barry, der während der Epidemie ein Ebola-Behandlungszentrum im Süden des Landes leitete. Oft sei die Angst vor dem Virus grösser als Freundschaft oder Familienbande.

Diese Stigmatisierung hängt eng mit den Mythen und Desinformationen über die Krankheit zusammen, die sich nach dem Ebola-Ausbruch rasch verbreiteten. «Für die Menschen hier ist Ebola ein Synonym für den Tod», meint Barry. Weil zumindest Teile des Virus in den Körper der Überlebenden verblieben, glaubten viele fälschlicherweise, die Betroffenen seien weiterhin ansteckend. «Dieses hartnäckige Missverständnis schliesst viele Überlebende bis heute von Beziehungen, Freundschaften, oft auch von einem einfachen Arbeitsverhältnis aus.»

Viele Überlebende haben nebst den psychologischen Problemen auch mit physischen Nachwirkungen zu kämpfen. Zwar sind die Langzeitfolgen der Krankheit noch wenig bekannt – frühere Ebola-Ausbrüche in anderen Teilen Afrikas hatten jeweils nur wenige Menschen betroffen. Laut neuen Untersuchungen klagen aber über die Hälfte der Überlebenden über chronische Müdigkeit, viele leiden zudem unter Augenkrankheiten, einer Schwächung des Immunsystems oder Gedächtnisverlust.

Dass das Virus die Überlebenden aber nicht unbedingt ins Unglück stürzen muss, zeigt das Beispiel von Rose Kondiano. Die heute 13-Jährige war die Allererste, die im Frühjahr 2014 mit Kopfschmerzen und Fieber in das von den Médecins sans Frontières (MSF) betriebene Ebola-Behandlungszentrum in Guékédou eingeliefert wurde. Das Virus war einige Tage zuvor an einer Beerdigung im Dorf Méliandou in ihren Körper gelangt. Rose überlebte, genauso wie ihre Mutter und ihre Grossmutter, die sich an gleicher Stelle angesteckt hatten.

Im Gegensatz zu vielen erwachsenen Überlebenden, die nach ihrer Genesung weitgehend ihrem Schicksal überlassen blieben, wurde Rose von einem Mitarbeiter des Hilfswerks nach Hause begleitet. Auch als sie wenig später wieder zur Schule ging, war der MSF-Helfer mit dabei und erklärte den Mitschülern und der Schulleitung, dass keine Ansteckungsgefahr bestehe. Sie sei nie zurückgewiesen worden, sagt Rose. Auch gesundheitliche Nachwirkungen blieben aus. Heute geht die kecke junge Frau in die achte Klasse und blickt hoffnungsvoll in die Zukunft. «Ich will Informatikerin werden», sagt sie. «Es gibt hier noch nicht viele, die mit einem Computer umgehen können. Das ist meine Chance.»

Die Recherche in Guinea wurde finanziell unterstützt durch den Medienfonds «Real21».



NZZ-Infografik/efl.